

Mila Ilbach

Der Preis der Magie  
Pandoras Fluch

Feigenbach Verlag



MILA ILBACH



DER  
PREIS  
DER  
MAGIE

Pandoras Fluch



FEIGENBACH VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen  
Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek  
verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über [dnb.dnb.de](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Originalausgabe 2023

© 2021 Milena Dettenbach

© 2021 Feigenbach Verlag Milena Dettenbach

c/o Fakriro GbR / Impressumsservice

Bodenfeldstr. 9, 91438 Bad Windsheim

Tel: 0531 - 12 88 77 73, [kontakt@feigenbach-verlag.de](mailto:kontakt@feigenbach-verlag.de)

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Lektorat: Ulrike Weinhart

Korrektorat: Susann Pacher

Cover: Milena Dettenbach

Satz: Milena Dettenbach

Herstellung: Booksfactory

ISBN 978-3-949530-06-7

[www.milailbach.de](http://www.milailbach.de)

Für die,  
die die Magie in sich  
noch nicht gefunden haben.

Sie ist da.



## - Prolog -



**M**it geschlossenen Augen machte Helena einen tiefen Atemzug am weit geöffneten Fenster. Die Luft, die sie einsog, schmeckte nach Herbst, nach bunten Blättern, einem Rest Sonnenwärme und Wind aus weiter Ferne. Sie fing eine rote Haarsträhne ein, die sich aus ihrem eilig gebundenen Dutt gelöst hatte, und schob sie sich hinter die Ohren.

»Miss?«, krächzte eine erschöpfte Stimme hinter ihr.

Helena zuckte fast unmerklich. Sie kniff Auglider und Lippen zusammen, ehe sie sich umdrehte. Zögernd trat sie an das Krankenbett heran, gefangen in einem inneren Kampf aus *Ich schaffe es nicht mehr, hierherzukommen* und *Ich kann sie nicht alleinlassen*. Behutsam griff sie nach der Hand, die sich ihr entgegenstreckte. Sie drückte sie sanft und lächelte, auch wenn ihr in ihrem ganzen Leben nie etwas so schwergefallen war.

»Miss«, wiederholte die Frau in dem Bett. Der Glanz in ihren Augen war verschwunden. Ihr Blick hielt sich nicht an Helenas Gesicht fest, sondern wanderte durch den Raum, auf der Suche nach etwas, woran er sich festhalten konnte. Etwas, das ihr bekannt vorkam.

»Ich bin es doch, Mum, Helena«, flüsterte Helena, auch wenn sie wusste, dass es nichts nützte. Ihre Mutter war nicht da. Zumindest nicht die Mutter, die wusste, wen sie vor sich hatte. Vor

Helena saß jemand, der vor fünf Jahren – viel zu früh – eine Diagnose erhalten hatte, die das Leben der beiden für immer verändert hatte.

»Nein!« Ihre Mutter schüttelte den Kopf. »Meine Helena ist noch ein Baby.« Sie hörte mit dem Kopfschütteln gar nicht wieder auf.

Helena unterdrückte das Brennen in ihren Augen, blinzelte die Tränen weg, die sich darin bildeten. »Ich bin hier«, erklärte sie noch einmal.

»William?«

Säure schoss Helenas Rachen hinauf. Sie zwang sich, den Geschmack herunterzuschlucken, drückte fester die Hand ihrer Mutter. »Dad ist weggegangen, Mum. Weißt du noch? Da war ich noch ganz klein.«

Der Kopf ihrer Mutter schwang hin und her, fast so, als würde sie ihn nicht selbst steuern. In ihren Augen machte sich Angst breit. »William«, flehte sie. »Mein Liebling, geh nicht.« Tränen flossen die blassen Wangen der Frau hinab, die viel zu jung dafür war, ihr eigenes Kind nicht mehr zu erkennen. Viel zu jung, um vergessen zu haben, dass ihr Mann sie und ihre Tochter im Stich gelassen hatte.

»Hast du Hunger?«, lenkte Helena eilig ab und griff nach dem Tablett, das eine der Pflegerinnen vor einigen Minuten gebracht hatte. »Es gibt heute« Angewidert blickte sie auf den Brei, von dem sie nicht zu sagen vermochte, was er beinhaltete, »eine Überraschung.« Das traf die Wahrheit mehr als alle Vermutungen, die sie hätte anstellen können.

»Helena muss es wissen«, flüsterte ihre Mutter, ohne auf Helenas Frage zu reagieren. »Sagen Sie es Helena.«



Helena zog die Augenbrauen zusammen. »Was muss ich wissen?« Warum fragte sie überhaupt? Ihre Mutter hatte sie seit Tagen nicht mehr erkannt. Wer wusste schon, was sie als Nächstes von sich geben, welchen Geist aus der Vergangenheit sie beschreiben würde? Und wer wusste schon, mit welcher Geschichte diese verdammte Krankheit ihr noch versuchen würde, das Herz aus der Brust zu reißen?

»Zaubern.« Ihre Mutter erstarrte. »Zaubern ... Vielleicht kann sie zaubern, mein kleines Baby.«

Helena stellte das Tablett wieder auf dem Beistelltisch ab. »Ich schüttele dir das Kissen etwas auf. Komm.« Langsam trat sie einen Schritt vor, streckte den Arm nach dem Rücken ihrer Mutter aus, um ihr aufzuhelfen, und zuckte zusammen, als sich deren Hand ungewöhnlich fest um ihren Unterarm schloss.

»Helena?« Die Erkenntnis ließ ihre Stimme zittern.

Helena riss die Augen auf. Ihre Brust bebte. Sie hatte Angst, in das Gesicht ihrer Mutter zu sehen. Rief sie nur nach ihrem Kind oder war ihr Geist gerade ...? Helena sah ihr in die Augen und erkannte ein klares Funkeln darin. Eines, das sie seit Tagen nicht mehr darin gesehen hatte. »Ja«, schluchzte sie. »Ich bin es.« Sie bemühte sich, ihrer Mutter ihr schönstes Lächeln zu schenken und war überrascht, wie wenig Kraft es sie kostete. Wie mühelos dieses Lächeln in ihrem Gesicht entstanden war. »Hörst du? Ich bin bei dir.«

»Sei deinem Dad nicht böse«, sagte ihre Mutter.

Helena schluckte schwer. »Dad ist mir egal. Nur du und ich zählen, okay? Wir sind das Team.«

Die Lippen ihrer Mutter bebten. »Er war ein guter Mann.«

»Er ist mir egal, Mum!«

Wieder rannen Tränen über die Wangen ihrer Mutter. »Wo ist sie?«

Helena spürte den Stich in ihrem Herzen, den die Frage ihrer Mutter verursacht hatte, sah die Leere, zu der ihr eben noch wacher Blick zurückgekehrt war. Sie fürchtete sich vor der Frage. Aber mehr noch vor der Antwort. »Wer?«

»Helena.«



**T**ut mir ehrlich leid.« Der Mann, den Helena noch nie zuvor gesehen hatte, drückte ihre Hand. Sie starrte auf seine Brust und nickte. War das ein Schokoladenfleck auf seinem Jackett? Als er gegangen war, war sie sich nicht sicher, ob sie seinen Worten etwas erwidert oder nur stumm genickt hatte. Sie hob den Blick und beobachtete die bekannten und unbekanntenen Gesichter der Personen, die sich in ihrem Wohnzimmer versammelt hatten. Auf dem Kaminsims stand ein gerahmtes Bild ihrer Mutter, in dessen rechter unterer Ecke ein schwarzes Schleifchen fixiert war. Rechts und links von dem Foto lehnten kleine Karten. Von knappen Beileidsbekundungen bis hin zu peinlichen und teilweise unsensiblen – wenn auch gut gemeinten – Sprüchen war alles dabei. Unangenehm persönlich, obwohl sie die Hälfte der Menschen hier im Raum in ihrem Leben noch nie gesehen hatte.

»Hey.« Ein Arm legte sich sanft um Helenas Schultern und drückte sie behutsam an sich. Sarah, ihre beste Freundin, hatte versprochen, ihr während der Trauerfeier keine Sekunde von der Seite zu weichen. Ihre Freundin war für sie wie eine große Schwester, so sicher fühlte sie sich in Sarahs sanfter Umarmung. Sarah hatte ihr langes blondes Haar zu einem Dutt hochgebunden und ein dezentes Make-up aufgelegt. *Trauer-*

*tauglich*. Das war das Wort, das Helena durch den Kopf ging. Man konnte weinen, ohne dass es verwischte, hatte Sarah erklärt, als sie Helena am Morgen geschminkt hatte. Selbst der schwarze Hosenanzug, den Sarah trug, nahm ihr nichts von ihrer porzellanpuppenhaften Perfektion.

Und Helena? Sie fühlte sich in ihrem altmodischen, schwarzen Kleid wie ein peinlicher Abklatsch von Wednesday Addams. Nur eben mit feuerroten statt schwarzen Haaren.

»Mein aufrichtiges Beileid. Ihre Mutter war eine ganz wundervolle Frau«, sagte eine Nachbarin, die ihre Hand schüttelte und Helena in die Gegenwart zurückholte.

Ohne ein weiteres Wort zog Helena ihre Hand zurück und löste sich aus der Umarmung ihrer Freundin. Sie lief die Treppe des Reihenhauses, in dem sie aufgewachsen war, nach oben und schlug die Tür ihres Zimmers hinter sich zu. Wie Wackelpudding fühlten sich die Knie an, als sie an der Tür nach unten glitt, bis sie schließlich auf dem Boden saß und in Richtung Fenster starrte. *Gottverdammte Beileidsbekundungen*. All diese Fremden in ihrem Zuhause, die ihr jetzt erzählten, wie traurig sie über den Tod ihrer Mutter waren. Nur wenige von ihnen hatten in den vergangenen sechs Jahren auch nur ein einziges Mal nach dem Wohlbefinden ihrer Mutter gefragt. Wer war zu Besuch gekommen, nachdem sie aufgehört hatte zu arbeiten, weil sie verwirrt durch das Büro gelaufen war und ihren eigenen Arbeitsplatz nicht mehr wiedergefunden hatte? Niemand. *Heuchler, allesamt*.

Ihr Zimmer, aus dem sie niemals ausgezogen war, wirkte plötzlich viel kleiner als sonst. Die Wände, die sie liebevoll geschmückt hatte, um der Trauer hin und wieder für ein paar

Minuten entfliehen zu können, erdrückten sie jetzt. Sie legte die Stirn auf die Knie und die Arme um ihre eng angezogenen Beine. Rote Strähnen klebten an den Wangen, von denen sie erst jetzt bemerkte, dass sie mit Tränen benetzt waren. Sie kramte eine Packung Taschentücher hervor und schnäuzte sich geräuschvoll die Nase, ehe sie die Strähnen mit den Fingerspitzen zurückkämmte. Dann klopfte es an der Tür.

»Helena?« Sarahs helle Stimme klang durch das schwere Holz. »Soll ich die Leute wegschicken?« Schweigen. »Helena?«

Sie schob sich an der Wand hoch, öffnete die Tür und ließ Sarah ein. »Bin ich ein grässlicher Mensch, weil ich ihre Trauerbekundungen nicht hören will?«

Sarah lächelte traurig und schüttelte den Kopf. »Nein. Du hast ein Recht darauf, deine Trauer so zu spüren, wie du es tust. Wenn es dir zu sehr wehtut, dich mit diesen Leuten zu unterhalten, schicke ich sie weg.«

Helena schüttelte den Kopf. Sie öffnete die Tür und strich sich mit der freien Hand ihr schwarzes, knielanges Kleid gerade. »Nein. Sie sind für meine Mum gekommen. Besser spät als nie, oder wie auch immer«, sagte sie und wischte sich die letzten Tränen aus dem Gesicht.

Sarah schmunzelte. »Du bist tapfer, Süße.«

Zurück im Wohnzimmer studierte Helena die Gesichter der Leute. Sie alle taten so, als hätten sie ihre überstürzte Flucht nicht bemerkt und blickten peinlich berührt und vor allem auffällig beiseite. Helena war vollkommen verheult, aber wie hätte es auch anders sein sollen? Es war außer der Tochter der Verstorbenen niemand da, den sie hätten bemitleiden können. Das arme Mädchen! Waise mit nur dreiundzwanzig Jahren und

jetzt musste sie sich auch noch allein um die ganzen Formalitäten kümmern.

*Ja, arme kleine Waise*, dachte Helena. Helena mit den roten Haaren oder irgendwie so. Nur dass sie keinen Kirschbaum besaß, in dem sie die Nacht verbringen und sich in einen Palast hineinräumen konnte. Wie gern wäre sie jetzt einfach in der rührenden Geschichte um das Waisenmädchen Anne versunken.

Helena griff nach einem der Champagnergläser. Sie hatte sich bisher davor gescheut, eine Rede zu halten. Von Fremden angestarrt zu werden, während sie etwas Nettes über ihre Mutter sagte und sich bemühte, nicht loszuheulen. Mit einem kleinen Löffel, den sie eilig vom Buffet gegriffen hatte, schlug sie zaghaft gegen den Rand des Glases und wartete, bis die Gäste sich trauten, ihr wieder in die Augen zu sehen. Peinlich.

Sie räusperte sich. »Vielen Dank, dass Sie alle gekommen sind«, begann sie. »Ich bin sicher, meine Mutter hätte sich gefreut, zu sehen, wie viele Menschen an ihrem viel zu frühen Tod Anteil nehmen.« *Auch wenn kaum einer von euch Idioten an ihrer Krankheit Anteil genommen hat*, dachte sie, und musste sich bemühen, ihre Wut nicht auszusprechen. »Sie sagte immer, wie wichtig es sei, einen Abdruck im Leben anderer zu hinterlassen. Nun, ihren größten Abdruck hat sie in meinem Leben hinterlassen. Sie hat mir beigebracht, wie wichtig es ist, seine Liebe mit anderen zu teilen. Gutherzig zu sein, auch dann, wenn man selbst wenig Güte erfährt. Zu helfen, auch dann, wenn man vieles aus eigener Kraft schaffen muss. Und sie hat mich gelehrt, selbstständig zu sein und auf meine innere Stärke zu vertrauen.« Helena atmete einmal tief durch. »Als mein

Vater uns verließ – da war ich drei Jahre alt – dachte ich, dass es mein Untergang sei. Aber dieser Gedanke war vollkommen unsinnig: Meine Mutter hatte so viel Liebe in sich, dass sie mich für zwei geliebt hat.« Zitternd hob sie das Glas und hoffte, dass niemand bemerkte, wie ihre Hand bebte. »Auf meine Mutter.«

Die Gäste hoben ihre Gläser an. »Auf Catherine«, sagten einige, während andere stumm nickten.

Helena kippte den Inhalt des Glases hinunter und unterdrückte den Würgereiz, den die kohlenstoffhaltige Flüssigkeit bei ihr auslöste. Mit zusammengekniffenen Lidern und einer Hand vor dem Mund stand sie da und atmete tief ein und aus. Dass Sarah sie mitleidig beobachtete, konnte sie sich denken, auch ohne die Augen zu öffnen. Plötzlich spürte sie jemanden zu ihrer Rechten.

»Miss Cunningham?« Es war die Stimme eines alten Mannes, des Notars, mit dem sie erst vor wenigen Tagen telefoniert hatte.

Sie verkniff sich einen bissigen Kommentar und öffnete die Augen. Bei ihm hatte ihre Mutter ihren letzten Willen hinterlegt. Nicht nur, dass er sich überflüssigerweise selbst zu dieser Feier eingeladen hatte, nun wollte er auch noch ein Gespräch mit ihr anfangen? Sie lächelte halbherzig. »Mr. Brook.«

»Verzeihen Sie, dass ich in ihre Trauerfeier hereinplatze. Es ist nur so, dass ihre Mutter mich damit beauftragt hat.«

Helena stockte der Atem. »Meine ... Mutter hat sie ...?«

Er nickte und schob sich mit zittriger Hand die Brille zurecht. Großer Gott. Wie alt war der Mann? Helena lächelte dennoch und bemühte sich, freundlich zu sein. Und wenn das nicht gelang, hoffte sie, dass er ihren genervten Blick auf ihren Kummer schieben würde.

»Sie wollte ...« Er fummelte in seinem Jackett herum, als Sarah, die Helenas Hilfe suchenden Blick bereits gedeutet hatte, ihr zur Seite eilte.

»Hören Sie«, unterbrach Helena ihn. »Können wir das nicht nächste Woche klären, wenn wir alles wegen des Hauses fertig machen. Ich ...?« Sie stockte, als sie den Brief sah, den Mr. Brook ihr hinhielt. *Helena* stand auf dem beigefarbenen Umschlag, in der weich geschwungenen Handschrift ihrer Mutter.

»Sie hat ihn vor einiger Zeit geschrieben und mich gebeten, ihn Ihnen auf der Trauerfeier zu überreichen.«

Helena spielte nervös mit den Fingern, während sie den Umschlag anstarrte, den sie nicht zu berühren wagte. Waren das wirklich die letzten Worte ihrer Mutter? Etwas, das sie geschrieben hatte, damit Helena sich womöglich weniger einsam fühlte, jetzt, da sie doch allein war? Sie schluckte schwer und griff mit zitternden Händen nach dem Umschlag.

»Ich danke Ihnen.«

Drei quälend lange Stunden später waren die Gäste verschwunden. Auch Sarah hatte sich verabschiedet. Sie hatte Helena zwar angeboten zu bleiben, doch das hatte sie dankend abgelehnt. Welchen Sinn würde es haben, sich weiter daran zu gewöhnen, dass jemand neben ihr lag, während sie sich in den Schlaf weinte? Sarah war fast zwei Wochen bei ihr geblieben, aber langsam musste Helena der Realität ins Auge sehen. In dem Zuhause, das sie bisher mit ihrer Mutter geteilt hatte, war sie nun allein. Ihr Blick schweifte über das Buffet, das ein mit ihrer Mutter befreundeter Caterer aufgebaut hatte. Er war einer



der wenigen, die sich wenigstens hin und wieder nach ihrer Mutter erkundigt hatten. So hatte er auch gewusst, dass es mit ihr zu Ende ging, und hatte angeboten, ein kleines Buffet für die Trauerfeier zusammenzustellen. Helenas Blick fuhr über den halb aufgegessenen Pudding, die halb volle Suppenterrine, die Reste von Brot. Die Champagnergläser waren allesamt benutzt – getrunken hatten sie alle. Helena streckte den Arm nach einer ungeöffneten Champagnerflasche aus, öffnete sie und nahm einen großen Schluck direkt aus der Flasche. Dann wanderte sie ziellos durch das Zimmer.

Ihre Schritte führten sie zu dem Foto ihrer Mutter, das über dem Kamin stand. Nachdenklich betrachtete sie das Bild, das Lächeln ihrer Mutter, den wachen Blick in ihren Augen. In den letzten Monaten hatte sie den nicht mehr gesehen. Sie kämpfte gegen die Gedanken an, die sie zwangen, den Brief auf dem Kaminsims anzusehen. Sie hatte ihn dort abgelegt und in den letzten Stunden alles dafür getan, nicht an ihn denken zu müssen. Wer wusste schon, was dort drinnen stand? Sie war ganz sicher nicht bereit gewesen, noch einmal vor all diesen Fremden zu weinen oder auf ihr Zimmer zu rennen wie ein kleines Kind. Sie schämte sich, dass es überhaupt passiert war, und ein zweites Mal hätte sie nicht ertragen. Mit der Champagnerflasche in der einen und dem Brief in der anderen Hand ging sie zu der Couch, die gegenüber vom Kamin stand. Einen Fernseher besaßen sie nicht. Als Kind hatte Helena das immer furchtbar wütend gemacht, weil sie bei all den Gesprächen der Mädchen auf dem Schulhof über Fernsehserien und Realityshows nicht hatte mitreden können. Doch ihre Mutter hatte immer gesagt, dass alle Unterhaltung, die ein

Mensch brauche, in Büchern zu finden sei, und dass das Fernsehen nur die Fantasie erdrücke. Irgendwann war auch Helena bei den gemeinsamen Leseabenden vor dem Kamin derartig in den fernen Welten ihrer Bücher versunken, dass sie ihren kindlichen Zorn über den fehlenden Fernseher vergessen hatte. Und jetzt? Sie starrte in die Flammen, die immer wieder aufloderten. Jetzt saß sie mit einer Flasche Alkohol und den geschriebenen Abschiedsworten ihrer toten Mutter hier. Sie nahm einen kräftigen Schluck, kniff die Lider zusammen und stellte die Flasche beiseite, um den Brief zu öffnen, ehe der Mut sie wieder verließ. Sie öffnete den Umschlag, nahm den Brief und einen winzigen Schlüssel heraus, den ihre Mutter ihm beigelegt hatte. Da standen sie: die letzten Worte ihrer Mutter.

*Meine kleine Helena,*

*diesen Brief werde ich einem Notar geben, was bedeutet, dass ich nicht mehr bei dir sein werde, wenn du ihn liest.*

*Vor ein paar Tagen haben die Ärzte mir gesagt, warum ich in den letzten Wochen so verändert wirke und so häufig Dinge vergesse und verlege. Ich hoffe, dass meine Krankheit dir niemals das Gefühl geben wird, ich würde dich nicht genügend lieben, nur weil ich mich nicht an dich erinnern kann. Glaube mir: Auch wenn ich dich nicht mehr erkenne, lebst in mir immer ein kleiner Teil, der genau weiß, dass du es bist, mein kleines Mädchen. Der Mensch, der mir*

gezeigt hat, wie unendlich erfüllend es ist, zu lieben und geliebt zu werden.

Aber, Baby, das ist nicht der Grund, warum ich dir diesen Brief schreibe. Ich möchte, dass du weißt, dass auch dein Vater dich über alles geliebt hat. Helena, ich konnte dir die Wahrheit nicht sagen, weil ich Angst hatte, was du tun könntest, wenn du sie kennst. Es stimmt, er war eines Tages einfach fort, ist ohne ein Wort gegangen. Aber ich weiß, dass er uns nie ohne einen guten Grund verlassen hätte. Ein paar Tage vorher hat er mich gebeten, dir etwas in seinem Namen zu vermachen, wenn der Tag kommen sollte, ab dem ich nicht mehr bei dir sein und dich beschützen kann.

Auf dem Dachboden sind lose Bretter, in der hinteren rechten Ecke, hinter dem guten Geschirr von Grandma. Du kannst sie anheben und wirst darunter eine kleine Kiste finden. Sie hat deinem Vater gehört. Ich habe diesem Brief den Schlüssel beigelegt, der sie öffnet. Dein Vater hat mir nicht gesagt, was sich in der Kiste befindet. Ich kann dich nur bitten, vorsichtig mit dem zu sein, was darin auf dich wartet. Dein Vater war anders, als du ihn dir womöglich vorgestellt hast. Du bist anders, als du denkst. Perfekt! Nur anders. Doch jetzt, da ich krank bin, bin ich froh, es dir nie gesagt zu haben. Ich habe Angst, dass du mit diesem Wissen dein Glück aufs Spiel gesetzt hättest, um mir zu helfen.

*Mein Baby, ich liebe dich. Und auch dein Vater hat dich mehr als alles andere auf dieser Welt geliebt. Du bist unsere Sonne, meine Helena. Und die wirst du immer sein. Unser Hoffnungslicht.*

*In Liebe*

*Mum*

Helena las den Brief ein zweites und ein drittes Mal. Das erste Mal stürzten ihr die Tränen in einem Schwall aus den Augen. Beim zweiten Mal schaffte sie es, lediglich leise zu schluchzen, und beim dritten Lesen waren die Tränen versiegt. Sie schüttelte den kleinen Schlüssel in ihre Hand und betrachtete ihn eingehend. Er war dunkelgrau, das Silber angelaufen. Helena nahm einen weiteren kräftigen Schluck aus der Champagnerflasche, stellte sie geräuschvoll ab und erhob sich, ehe sie es sich womöglich wieder anders überlegte.

Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie den Dachboden das letzte Mal betreten hatte. Ihre Mutter hatte dort altes Zeug gelagert. Dinge, die man sicher eines Tages gebrauchen könnte. So hatte sie zumindest gesagt, und Helena hatte sich darüber lustig gemacht. Als Kind hatte sie sich davor gefürchtet, auf den Dachboden zu klettern, weil die Lampe in der Nähe der Treppe nicht ausreichte, um den ganzen Raum zu beleuchten. Sie glaubte, sich zu erinnern, wie sie ihrem Vater einmal nach hier oben gefolgt war und er sie wieder nach unten geschickt hatte. Vielleicht füllte aber auch nur ihre Fantasie die Lücke, die er hinterlassen hatte.

Die Treppe quietschte grässlich schrill, als Helena sie mit einem Stab, an dessen Ende ein Haken befestigt war, herunterzog und aufklappte. Das nächste Mal würde sie die Scharniere ölen, beschloss Helena. Dann wiederum, wie oft würde sie schon auf den alten Dachboden gehen? Sie hielt sich an einer der Treppenstufen fest und atmete tief durch. In der Hoffnung, dass ihre Mutter die Dinge, die sie dort oben lagerte, in Kisten und unter Decken verstaut hatte, stieg sie die Treppe hoch. Eine Ausstellung von allem Krimskrams, den Helena mit ihr verband, würde sie jetzt nicht verkraften. Zögernd lugte sie in den düsteren Raum hinein. Mondlicht fiel durch eines der Dachfenster. In dem Licht funkelten Staubkörnchen, die von dem Durchzug aus dem Flur aufgewirbelt worden waren. Fast schicksalhaft beleuchtete das Mondlicht die hintere rechte Ecke des Raumes, die Stelle, die ihre Mutter in dem Brief beschrieben hatte. Helena schaltete das einzige Licht auf dem Dachboden ein. Die Glühbirne flackerte ein paar Mal auf und erhellte dann den unmittelbaren Raum um sie herum. In die hinterste Ecke drang ihr Licht kaum vor, genauso wie in ihrer Erinnerung. Helena sah sich um und erschauerte. Ihre Mutter hatte einen Großteil der Sachen, die sie hier oben gelagert hatte, tatsächlich mit Decken bedeckt. Dennoch zeichneten sich darunter klare Linien ab. Kleiderständer, Koffer, Helenas Kinderbett – all das hatte hier oben sein staubiges Lager gefunden. *Man könnte es ja noch gebrauchen.* Helena schmunzelte, wenn auch nur zaghaft.

In der hinteren Ecke angekommen tastete sie vorsichtig mit den Zehenspitzen nach den Brettern, die ihre Mutter gemeint haben könnte. Nichts. Nichts. Dann: ein Quietschen und Knarzen. Sie beugte sich nach unten und griff nach dem Brett,

das das Geräusch verursacht hatte. Tatsächlich war es nicht festgenagelt und ließ sich ohne Weiteres anheben. Auch das Brett rechts davon. Darunter – weiter wie durch einen Scheinwerfer vom Mond beleuchtet – lag eine kleine Kiste. Sie war nur wenig breiter und länger als ein DIN-A4-Blatt, dafür jedoch gut eine Handlänge hoch, aus dunklem Holz und mit zahlreichen Schnitzereien verziert. Obwohl sie alt aussah, hatte kein Holzwurm sich an sie herangewagt. Die Kiste wirkte nahezu unberührt von der Zeit und doch gleichzeitig so, als hätte sie bereits mehrere Jahrzehnte, vielleicht sogar Jahrhunderte überdauert. Als sie sie anhob, war Helena überrascht. Sie war um ein Vielfaches schwerer, als sie erwartet hatte. Wie ein Backstein lag sie in ihren Händen, bis Helena damit zu dem Lichtschein der Glühbirne zurückkehrte und sie neugierig betrachtete.

Warum hinterließ ihr Vater, der vom einen Tag auf den anderen verschwunden und sie und ihre Mutter im Stich gelassen hatte, ihr überhaupt irgendetwas? Sie sah sich auf dem Dachboden um. Was hatte er noch hiergelassen, um sie und vor allem ihre Mutter quälend daran zu erinnern, dass er ohne ein Wort der Begründung aus ihrer beider Leben verschwunden war? Helena holte den Schlüssel aus ihrer Hosentasche hervor und steckte ihn in das Schloss. Ein leises Zischen erklang, als würde Luft aus einem Reifen abgelassen werden, was Helena einen Moment innehalten ließ. Dann drehte sie den Schlüssel und die Kiste öffnete sich mit einem Klicken. Als sie den Deckel anhob, verstand sie, warum die Kiste so schwer war. Das massive Holz, das schützte, was im Inneren der Kiste verborgen lag, war sicher zwei Zentimeter dick. Helena legte die Stirn in Falten. Warum stellte man eine Kiste aus so dickem

Holz her? Wäre ein Safe nicht die bessere Variante gewesen, wenn der Inhalt kostbar war? Sie stellte die Kiste behutsam auf dem Boden ab und holte den einzigen Gegenstand hervor, der darin lag: ein Buch.

»Was zur ...« Ihr Vater hatte ihr *ein Buch* hinterlassen? Sie studierte den Ledereinband, der mit goldenen Verzierungen geschmückt war. Die offensichtlich in Handarbeit gebundenen Papierränder wirkten uralte, teilweise regelrecht zerfleddert und brüchig. Ob sie das Buch überhaupt öffnen konnte, ohne dass es zwischen ihren Fingern zu Staub zerfiel? Wäre das nicht einer der schlimmsten Tage in ihrem Leben, hätte sie über die Ironie gelacht, dass ihr »Runaway Dad« ihr *ein Buch* hinterlassen hatte, das auch noch zwischen ihren Fingern zu zerfallen drohte. Auf dem Buchdeckel kein Titel, keine Nennung des Autors, nur ein paar Zeichen, die Helena noch nie zuvor gesehen hatte. *Sicher eine Art künstlerische Verzierung*, dachte sie. Sie schlug das Buch in der Mitte auf, doch auch im Inneren fanden sich lediglich die gleichen merkwürdigen Symbole, die weniger nach einer Schrift aussahen als mehr nach einem Code für Geheimagenten oder nach einem Rätsel in der Knobecke, mit dem sich Zeitungsleser das Wochenende versüßten.

»Witzig, Arschloch«, knurrte sie und wollte das Buch gerade schließen, als sie etwas zu hören glaubte. Ein Flüstern, Murmeln, Tuscheln. Sie blickte sich auf dem Dachboden um. Ihr Herz setzte einen Schlag aus und ein eisiger Schauer kratzte über ihren Rücken wie Fingernägel auf einer Schultafel. War hier jemand? Das Flüstern wurde lauter. Als würde sie die Präsenz eines Geistes neben sich spüren, drehte sie den Kopf langsam wieder in Richtung Buch. Nein, das war nicht möglich.

Und doch kamen die unverständlichen Worte genau aus dieser Richtung. Sprach das gottverdammte *Buch* mit ihr? Sie schlug es erschrocken zu und zeitgleich verstummten die Stimmen. Helena spürte eine eisige Kälte an ihren Wangen und ihre Fingerspitzen fühlten sich taub an, obwohl sie noch immer das Buch in ihren Händen hielt. Was zur Hölle hatte ihr Vater ihr da nur hinterlassen? Nein. Nein, sie steckte das Buch zurück in die Kiste, schloss sie ab und schob sie wieder in ihr hölzernes Grab. Dann eilte sie in Richtung Treppe. Gar nichts hatte er ihr hinterlassen, dachte Helena, als sie die Leiter hinabkletterte. Nichts außer Wunschträumen, dass er eines Tages zurückkehren und ihr sagen würde, wie sehr es ihm leidtat, dass er verschwunden war, dass er ihre Kindheit, ihre Jugend verpasst hatte. Das Buch hatte nicht mit ihr gesprochen! Bücher konnten nicht sprechen! Die Falttreppe knallte in die Decke des Flurs zurück und der Krach hallte als dumpfes Echo im ganzen Haus wider.

»Bücher können nicht sprechen!«, sagte Helena laut zu sich selbst. Dann starrte sie auf den Schlüssel in ihren Händen. Doch was hatte da auf dem Dachboden ...? Sie brach den Gedanken ab. Stimmen. Sie lächelte traurig. Die Gespräche der Fremden in ihrem Wohnzimmer, die mitleidigen Blicke. Und dann das glückliche Gesicht auf dem Foto ihrer Mutter. Sie glaubte, die Stimme ihrer Mutter zu hören, die beruhigend auf sie eingeredet hatte, wenn es ihr nicht gut ging. Sie musste sich die Stimmen auf dem Dachboden eingebildet haben. So einfach war es. Sie waren nur eine Mischung aus Trauer, Wut und Alkohol. Dem Champagner, in dem sie den Schmerz hatte ertränken wollen.

Und doch: Warum hatte ihr Vater ihr ein so merkwürdiges Buch hinterlassen?



# SELPUBLISHER:INNEN UNTERSTÜTZEN

Wie geht das?

Wie alle Autor:innen sind auch wir Selfpublisher:innen vor allem von einer Sache besonders abhängig:

deiner ehrlichen Meinung und Empfehlung!

Keine Werbung ist mehr Wert als die Empfehlung guter Freund:innen. Wenn dir die *Zwischenwelt* also gefallen hat, würde ich mich über jede Empfehlung an Freund:innen und Familie, jede Rezension im Internet und jede warmherzige Empfehlung an den Buchhandel deines Vertrauens freuen.

Auch in deiner Bibliothek und Lieblingsbuchhandlung kannst du nach den Werken deiner liebsten Selfpublisher:innen fragen und sie so dazu anregen, Autor:innen, die verlagsunabhängig arbeiten, kennenzulernen und in ihr Sortiment aufzunehmen.

**Vielen Dank für deine Unterstützung!**

# ZWISCHENWELT-DILOGIE

*Würdest du das Geschenk der Unsterblichkeit annehmen?*

Ein Unfall reißt die junge Ärztin Aurora aus ihrem bisherigen Leben und macht sie zu einer unsterblichen Pantarchin. Zumindest behauptet das Evan, ihr Unfallgegner. Der ist so gar nicht begeistert von seiner neuen Aufgabe, Aurora in die Gesellschaft der Pantarchen einzuführen. Denn Aurora will ihre Sterblichkeit und ihr altes Leben um keinen Preis aufgeben. Ohne es zu wissen, wird sie dadurch zu einer Gefahr und gerät obendrein in einen jahrtausendealten Konflikt um die Pantarchen. Sie muss sich nun entscheiden, wofür es sich zu kämpfen lohnt.

Als Ebook auf Amazon erhältlich.

Softcover und Hardcover erhältst du exklusiv auf [www.milailbach.de](http://www.milailbach.de) und auf Messen direkt bei Mila.

